

Briefkastenpredigt zum 28. März 2021

Hiob 2 und 3

Liebe Geschwister,

schon am letzten Sonntag begegnete uns Hiob und seine Geschichte. Auch heute steht er im Mittelpunkt. Sein Schicksal steht für das menschliche Leiden, an dem auch Christus teilhat. Hiob wird all dessen, was sein Leben ausmacht beraubt: seines unermesslichen Reichtums, seiner Kinder, seiner Gesundheit. Manche Ausleger meinen, er wird sogar der Solidarität und Liebe seiner Frau beraubt. Allerdings wird ihm nicht seine Gottesfurcht genommen. Er hält an Gott fest, wie Gott an ihm festhält. Er bleibt der gottesfürchtige Mann. Er wendet sich nicht ab.

Und so ist das auch bei Gott. Gottes Treue drückt sich immer hinein in unser Leben. Sie findet sich wieder in unserem Alltag. So ist es auch bei Hiob. Er wird besucht. Wir hören von diesem Besuch:

Als aber die drei Freunde Hiobs all das Unglück hörten, das über ihn gekommen war, kamen sie, ein jeder aus seinem Ort: Elifas von Teman, Bildad von Schuach und Zofar von Naama. Denn sie wurden eins, dass sie kämen, ihn zu beklagen und zu trösten. Und als sie ihre Augen aufhoben von ferne, erkannten sie ihn nicht und erhoben ihre Stimme und weinten, und ein jeder zerriss sein Kleid, und sie warfen Staub gen Himmel auf ihr Haupt und saßen mit ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und redeten nichts mit ihm; denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war. (Hiob 2,11-13)

Die Freunde kommen. Und das erste, was sie tun ist: sie erschrecken. Und sie zeigen ihr Erschrecken. Sie zerreißen ihre Kleider. Sie meinen fast, Hiob sei bereits tot – so wie er da auf seinem Aschehaufen vor dem Haus sitzt, voll mit Geschwüren. Die wichtigsten Worte in diesen drei Versen heißen „mit ihm“. Sie sitzen mit ihm auf der Erde. Sie schweigen mit ihm. Sie halten aus, dass das Leid Hiob so groß ist, dass er verstummt. Und sie tun das nicht für einen Moment, sondern sieben Tage.

Man bemerkt, dass die Freunde Hiobs keine Seelsorgeausbildung gemacht haben. Sie suchen und finden keine Worte. Sie fragen nicht, wie es ihm geht. Sie sind Freunde. Sie halten aus. Sie sind Freunde und als solche werden sie für Hiob zum Zeichen der Treue Gottes. Gott ist da in Hiobs Unglück. Er zeigt sich durch die Freunde. In ihrem Schweigen, im Ertragen der Stille. Sie ist lang wie der Tod. Und so lang schweigt unser Gott mit.

Das Schweigen ermöglicht Nähe. Es ist geteilte Hilflosigkeit. Hier weichen

Menschen dem Leid eines anderen nicht aus. Sie sehen, dass sein Schmerz groß ist. Das Mit-Schweigen Gottes und der Freunde – es ermöglicht etwas. Hören und lesen wir weiter:

Danach tat Hiob seinen Mund auf und verfluchte seinen Tag. Und Hiob sprach: Ausgelöscht sei der Tag, an dem ich geboren bin, und die Nacht, da man sprach: Ein Knabe kam zur Welt! Jener Tag sei Finsternis, und Gott droben frage nicht nach ihm! Kein Glanz soll über ihm scheinen! Finsternis und Dunkel sollen ihn überwältigen und düstere Wolken über ihm bleiben, und Verfinsterung am Tage mache ihn schrecklich! Jene Nacht – das Dunkel nehme sie hinweg, sie soll sich nicht unter den Tagen des Jahres freuen noch in die Zahl der Monde kommen! Siehe, jene Nacht sei unfruchtbar und kein Jauchzen darin! Es sollen sie verfluchen, die einen Tag verfluchen können, und die da kundig sind, den Leviatan zu wecken! Ihre Sterne sollen finster sein in ihrer Dämmerung. Die Nacht hoffe aufs Licht, doch es komme nicht, und sie sehe nicht die Wimpern der Morgenröte, weil sie nicht verschlossen hat die Tür des Leibes meiner Mutter und nicht verborgen das Unglück vor meinen Augen! (Hiob 3,1-10)

Hiob tut seinen Mund auf, das lange lastende Schweigen ist zuende. Er spricht aus, wie es um ihn bestellt ist. Er verflucht den Tag seiner Geburt in immer neuen Anläufen. Hiob möchte ausgelöscht sein. Er möchte nicht da sein. Er traut dem Leben nicht mehr. Das, was bei uns geschieht ist für ihn nicht mehr verlässlich. Da gibt es keine Freude mehr, keine Hoffnung.

Hiob ist zerstört und er kann sich nicht einreden, dass da noch etwas ist und kommt. Mag man im Alltag hoffen, dass auf die Nacht Licht folgt. Für Hiob ist das nicht mehr so. Mag man sich, wie schwierig Verhältnisse auch sein mögen, an der Geburt eines Kindes freuen – für Hiob gibt es das nicht mehr. Sein Leben ist zerstört. Er kann sich nicht in die Erinnerungen fliehen – ach wie schön war es, als ich Kind war, als ich glücklich war, als ich für andere da sein konnte. Für ihn hat sich mit der Geburt nur noch die Tür ins Unglück geöffnet.

Und die Freunde? Sie sind Freunde. Sie schweigen weiter. Sie haben nichts zu sagen. Sie halten es aus. Und sie ermutigen Hiob damit, weiter zu sprechen:

Warum bin ich nicht gestorben im Mutterschoß? Warum bin ich nicht umgekommen, als ich aus dem Mutterleib kam? Warum hat man mich auf den Schoß genommen? Warum bin ich an den Brüsten gesäugt? Dann läge ich da und wäre still, dann schliefe ich und hätte Ruhe mit den Königen und Ratsherren auf Erden, die sich Gräfte erbauten, oder mit den Fürsten, die Gold hatten und deren Häuser voll Silber waren; wie eine Fehlgeburt, die man

verscharrt hat, hätte ich nie gelebt, wie Kinder, die das Licht nie gesehen haben. Dort haben die Frevler aufgehört mit Toben; dort ruhen, die viel Mühe gehabt haben. Da haben die Gefangenen allesamt Frieden und hören nicht die Stimme des Treibers. Da sind Klein und Groß gleich und der Knecht ist frei von seinem Herrn. (Hiob 3,11-19)

Hiob wünscht sich nicht geboren zu sein. Und er wünscht sich, keine Erinnerungen mehr zu haben an seine Kindheit, an glückliche Zeiten. Denn die Erinnerungen schmerzen jetzt, in seiner Situation. Sie machen den Verlust größer. Er wünscht sich zu sterben – jedenfalls sagt er das. Er ruft den Tod herbei, den der alle gleich macht – klein und groß, Knecht oder Herr. Selbst die Frevler, die Egoisten holt der Tod, wie die, die nur mühevoll durchs Leben gehen. Gold und Gräfte, Ratsherr oder König – sie alle haben nur diesen einen sicheren Zufluchtsort: das Grab. „Dann schliefe ich dort!“

Aber Hiob ist nicht da. Er ist im Leben und im Leiden. Er kommt nicht heraus, so sehr er auch will. Er ist Gefangener des Lebens. Da ist kein Tod für ihn. Da ist nichts Gnädiges. Da ist nichts, was ihn aufatmen lässt.

Und so wird er von seinem Leib mit den Geschwüren, von den Verlusten, von den Erinnerungen und den unerfüllten Hoffnungen auf das Sterben gequält. Er fragt nach dem „Warum“. Er fragt nach dem Sinn. Wieviel ist zu ertragen, wenn es uns sinnvoll erscheint, wenn es einem Zweck dient, einem Ziel.

Wieder begegnet Hiob nur das Schweigen der Freunde. Sie unterbrechen seine Worte nicht. Sie fallen ihm nicht mit eigenen Worten ins Wort. Sie geben ihre eigenen Antworten nicht, oder besser noch nicht. Irgendwann werden sie reden. Irgendwann werden sie nicht mehr schweigen. Irgendwann werden sie es aufgeben. Sie werden mit Hiob sprechen, sprechen müssen. Denn sie sind Menschen. Sie können nicht so lange hören und schweigen wie Gott. Sie können nur Zeichen seines Schweigens und Mitfühlens sein. Er ist auch in seinem Schweigenkönnen ewig. Sie aber sind begrenzt.

Aber noch schweigen sie. Und Hiob redet, klagt, tobt mit Worten. Ich stelle mir vor, wie seine Stimme zwischen Schrei und Versagen hin und her wandert:

Warum gibt Gott das Licht dem Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen – die auf den Tod warten, und er kommt nicht, und nach ihm suchen mehr als nach Schätzen, die sich sehr freuten und fröhlich wären, wenn sie ein Grab bekämen –, dem Mann, dessen Weg verborgen ist, dem Gott den Pfad ringsum verdeckt hat? Denn wenn ich essen soll, muss ich seufzen, und mein Schreien fährt heraus wie Wasser. Denn was ich gefürchtet habe, ist über mich gekommen, und wovor mir graute, hat mich getroffen. Ich hatte keinen

***Frieden, keine Rast, keine Ruhe, da kam schon wieder ein Ungemach!
(Hiob 3, 22-26)***

Warum gibt Gott das Licht den Mühseligen? Nun ist es heraus. Alles Klagen, alles Fragen nach dem Warum mündet in die Frage nach Gott? Und das muss gefragt sein. Warum gibt Gott das Licht dem Mühseligen? Warum gibt er das Leben den Betrübten? Am Leid bricht die Frage nach Gott auf. Und sie findet keine Antwort an ihm. Er schweigt.

Und trotzdem ist da etwas, das wir von Gott sagen müssen. Er schweigt nicht nur. Er hält still aus bei Hiob. Er hört. Er erträgt.

Für einen Moment wollen wir das mit aushalten. Ich möchte aufzeigen, was es bedeuten würde, wenn er antworten würde. Was wäre, wenn er die Antwort auf das Warum hätte? Was wäre, wenn er das Leid der Menschen erklären könnte? Würde es mir wirklich helfen? Wäre es vielleicht nicht blanker Zynismus, wenn da einer kommt und mit erklärt, warum es mir so geht? Wäre es nicht vielleicht das schrecklichste überhaupt, wenn er hinginge und sagte: „Lieber Hiob, ich will es dir mal erklären...“

Wenn wir das Hiobbuch weiterlesen, werden wir bemerken, was mit der Warum-Frage Hiobs geschieht. Sie öffnet den Freunden den Mund. Sie wollen es Hiob erklären – viele lange Kapitel lang. Und sie reden gut und richtig und doch stimmt es nicht. Am Ende redet Gott, von Hiob dazu herausgefordert. Und er macht es nicht anders als Hiob. Er stellt Fragen. Er verweigert eine Antwort. Und erstellt fest: mit allen Klagen, mit allem Warum, mit allen Argumenten, die Hiob herbeibringen wird – mit all dem, entspricht Hiob dem Bild, das Gott von ihm hat. Er ist der, der an ihm festhält. Er ist der, der voller Gottesfurcht vor Gott steht. Nicht die Erklärer, die Freunde sind es am Ende, sondern Hiob, der sich geweigert hat all die Versuche der Freunde zu akzeptieren.

Gott macht nicht aus sinnlosem Leid etwas Sinnvolles. Er ist da und schweigt und fragt mit dem, der nach dem Sinn sucht, mit dem der leidet. Und wenn wir das in der Passionszeit hören, dann hören wir eben auch Jesus Christus, hören den, der uns Gott zeigt. Und der schreit, wie Hiob: „Mein Gott, mein Gott, warum?“ Da macht Gott aus unseren Fragen seine Frage, aus unseren Zweifeln, seine Verzweiflung, aus unseren Leid seines. Da durchbricht er die Einsamkeit, die Leid und Sinnlosigkeit mit sich bringt.

Amen